

Wo die Schatten reden.

Eine Erzählung von Gustav Löffel.

Die Felder waren abgeerntet. Der Wald zeigte die fatten Farben des Herbstes. Im Garten blühten die Astern.

Das junge Mädchen im Erker ließ die arbeitsmüden Hände sinken. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, der mehr sprach als Worte.

Ja, es war ein wenig erfreulicher, fast trostloser Anblick hier vom Fenster des Gutshauses, das sie — die einen mitleidig, die anderen spöttisch — das „Herrenhaus“ nannten. Wohl an die hundert Jahre drückten auf seinen Giebel.

Aus Fachwerk und Backstein erbaut, stand es windstief am Ende des großen, verödeten Gutshofes, und wenn der Epheu nicht mitleidig über große Theile desselben seinen immergrünen Mantel gebreitet hätte, würde der Verfall auch nach außen hin viel mehr hervorgetreten sein. Seitlich schmiegte ein kleines, verwildertes Gärtdchen sich an. Es führte hinüber zu einem maurerförmigen Backsteinbau, der Brennerie, deren Werte längst ruhen und deren Maschinen vom Rost zerfressen waren. Scheuern und Ställe, welche den Gutshof einhegten, waren nicht minder verfallen und zeigten, daß sie wenig benutzt wurden. Um das Bild zu vervollständigen, ragten weit drüben über den Wipfeln von Eichen und Buchen die Ruinen einer Burg empor. Es war eben alles beisammen, was den Niedergang eines alten und mächtigen Geschlechtes so recht eindringlich machte. Und was da draußen die Schatten redeten, das löste sich aus in diesem Seufzer von den jugendlichen Mädchenlippen.

„Armes Ding!“ ließ sich da eine wohlklingende Männerstimme theilnehmend aus der Tiefe des Zimmers vernehmen.

Bernhard von Hellern war den Augen der Schwelmer gefolgt. Seine Gedanken nahmen dieselbe Richtung. Herbst, Debe, Vereinfachung um das aufblühende Mädchenleben, das er gern mit allem Glanz und allen Zerfäulnissen der großen Gesellschaft umgeben hätte, wenn er es nur gekonnt hätte.

Diese wortarme, aber bewegte kleine Szene hatte noch eine Zeugin, die Gräfin Hellern. Sie sah mit dem Sohne beim Nachmittagsstafette, von dem sie sich gerade eben erhoben hatte, um die gewohnte Handarbeit wieder aufzunehmen.

In die Unterhaltung war eine Pause gekommen, und sie lästete dauernd und drückend auf allen. Bernhard war auf einen kurzen Urlaub aus seiner Garnison nach Hause gekommen, und es waren wichtige Dinge, die ihn dazu bestimmt hatten. Das brachte erhöhte Anforderungen, die sein vernachlässigtes und verschuldetes Gut nicht hergaben. Auch Gerda war in dem Alter, wo ihre Einführung in die Gesellschaft unumgänglich war, wenn sie hier auf Hellern nicht ganz und gar verwaunten und verbauern sollte.

An diese Darlegung wieder antwortend, sagte Bernhard nach kurzem Sinnen zögernd und unsicher, gleichsam laßend:

„Ja, Mama — ich sehe aus allem nur einen Ausweg: verkaufen.“

Das war das Wort, welches jetzt schon lange Zeit vorher in der Luft gelegen hatte und welches Niemand zuerst ausgesprochen magte. Artkrennd fiel der Löffel der Gräfin gegen die Tasse, und auch auf Gerdas müden Jügen prägte eine ängstliche Spannung sich aus.

„Verkaufen“, wiederholte die Gräfin mit leise vibrierender Stimme, „das vielhundertjährige Erbe Deiner Vorfahren veräußern, es in fremde Hände geben wie eine irgenzwo und irgendwo ermorrene Tauschwaare für Geld, was in geschichtlichen Zeitläuften mit starker Faust erkämpft, mit weisem Sinn vernarrt, vermehrt und in tausend Stürmen erhalten worden bis auf den heutigen Tag! Bernhard, tannt Du das? Kannst Du diese Verantwortung auf Dich laden, ohne Dein Gewissen zu beschweren?“

Bernhard schob bei diesen ersten Vorhaltungen der Mutter das Blut ins Gesicht, und auch über Gerdas bleiche Wangen huschte eine flüchtige Röthe.

„Wenn man mich dazu drängt“, brachte er stotternd hervor. Und bestiger fuhr er fort: „Mich trifft keine Schuld. Verkaufen! Es ist das, was der Vater längst hätte thun sollen, als das heruntergewirtschaftete Gut noch einen Geldwerth hatte. Seit —“

„Es ist kein Verdienst, daß er das nicht gethan hat!“ fiel sie ihm flammend in die Rede.

In Bernhards Atern rollte das heiße Blut der Hellenen. Er stand zornig auf und stieß seinen Stuhl zurück. Bei allem schuldigen Respekt, Mama, es ist kein Verdienst, daß wir da angelangt sind, wo wir sind.“

Sie richtete sich starr auf, eine tödtliche Blässe auf dem allezeit liebevollen Gesicht. Gerda warf ihre Arbeit hin und eilte besorgt auf sie zu.

„Ja, es ist eine grausame Wahrheit“, fuhr er in tiefer Erbitterung fort, „daß die Sünden der Väter heimgefuht werden an ihren Kindern!“

Er stürzte hinaus, unbeflümmert um den hinter ihm ertösenden Nachlaut. Ob, er hatte mehr Grund, anzufügen, als seine Mutter hatte, ihn zu beschuldigen. Seine ganze militärische Laufbahn war nur eine einzige, lange Kette von Kränkungen und

Entehrungen, die er stillschweigend, mit ohnmächtigen Röhmetrischen, über sich hinweg ergehen lassen. Er liebte des Königs Rod, und er trug ihn mit demselben berechtigten Stolze irgend einer seines altadeligen Geschlechts, aber die ewig nicht zulängenden Mittel trübten ihm alle Freuden des Soldatenlebens und warfen tiefe Schatten auf seine so früh und so streng gegülte Jugend. „Der arme Hellern!“ war nicht das Wort, aber der Gedanke seiner sämmtlichen, besser figurirten Kameraden. Was wußte seine Mutter von dem langjährigen Martirium, das er auf sich genommen und schweigend ertragen hatte, um seines Namens willen! Ihm, seinen unreifen Jahren hatte der Vater in feiger Flucht die folgenschwere Entscheidung zugeschoben, die er selbst durch sein prunteses Stadtleben herbeigeführt hatte, während Hellern verdammt und von ungetreuen Verwaltern in Grund und Boden gewirblichhaft wurde. Darum sein Hungerleiden im glänzenden Waffenrock und seine erbühte Schwester einengiert in diesen häuclischen Pflichtenkreis. Kann einmal mühte die Last von Jahren herunter vom Herzen, einmal mühte es gesagt sein, und wenn er sich selbst und der Mutter, die er über alles liebte und hoch verehrte, damit eine nie vernarbende Wunde schlug! Sein Herz blutete bei dem Gedanken an sie, aber er hatte ihrem Vorwurf nicht anders begegnen können.

Von solchen Gedanken erfüllt, jagte Bernhard über die brach liegenden oder mit Stoppeln bedeckten Felder. Er hatte sein Pferd selbst aus dem Stalle gezogen. Auf Hellern gab es keine mühsigen Hände, und seinen Burden hatte er in der Garnison zurückgelassen. Er brauchte seinen Feigen seiner ländlichen Armuth. Immer weiter jagte er querfeldein, unbeflümmert um das Ziel, dem er zuströmte. „Mutter!“

Gerda saate es bittend und liebevoll. Die Gräfin war bleich und kraftlos auf den Stuhl zurückgefallen. Das Haupt auf der Brust. Gerda kniete an ihrer Seite und suchte ihre kalten Hände mit den eigenen zu erwärmen. Es war ein verlorenes Liebesmühen. Die alte Dame achtete ihrer nicht. Ihre Augen blühten starr zu Boden.

„Ja, die Schatten reden“, saate sie mit tonloser Stimme. „Sie stüßern, sie mahnen, sie schreien mich an, und sie werden nicht schweigen, bis ich ihnen Antwort gegeben und alles gesagt und eingehandelt habe.“ In ihrem Gesicht war eine Leere, als wenn sie nicht wisse, daß und was sie spreche. „Mutter! Mutter!“ rief Gerda in schmerzlich besorgtem Tone.

Die aber wehrte sie ab und machte ihre Hände frei. Sie stand auf. „Laß mich!“ saate sie finster, fast streng. „Ich will allein sein. Später — später sollt Ihr alles wissen.“

Mit diesen felsamen Hinweis verließ sie das Zimmer, in welchem Gerda allein in qualvoller Spannung zurückließ.

Die Sonne fandte ihre letzten Strahlen zum Burager hinauf. Mit gleichem Golde umglänzte sie Felder und Wälder. Nur zwei dunkle Lichter waren in dem farbensöhnen Licht: die alterstgrauen Ruinen, hier oben, gegen die Wallenstein's Truppen im dreißigjährigen Kriege vergebens angeführt hatten, und weit dort hinten in der Ebene der im eigenen Schatten stehende Gebäudecomplexe, Gutshof und Herrenhaus. Schatten hüben und drüben. Dort in der moegenden Dichtgluth und hier über den leise aufstehenden Waldwipfeln. Nämlich so weit getrennt, gehörten sie doch zusammen. Ja, es war, als wenn eine umschichtbare Brücke sich bane von dem hohen Burathor, über welchem das verwitterte Wappen der Hellenen in Stein gemeißelt war, bis hinüber zu der niedrigen Holzthür des verfallenen Herrenhauses. Hier waren sie eingetritten mit wallendem Helmhuß an der Spitze des waffenstrennden Troffes, und dort gingen sie langsam ein und aus mit sorgenvoll geneigter Stirn. Sie hatten sich bilden gelernt.

So dachte Bernhard von Hellern, als er hier oben auf moosbewachsenen Steinen saß und seinen Blick hinwegleitete sich über die lichtdurchwobene Ebene. Heimathserbe! Heute war sie ihm das noch, heute war er noch der Hellern auf Hellern. Und morgen? Sein Blut hatte sich abgekühlt. Sinnend war er den Wald hindurchgetritten, seinen Braunen die Fügel lösend. Der hatte ihn hier heraufgetragen. Ein Zufall. Jetzt graste er friedlich zwischen den zerdrückelten Mauern, die einst wiedergehalten hatten von Waffenlärm und Beckerklang. Vorbei das Leben hier oben in blühenden Harnischen und vorbei das sorgenvolle Stillleben dort unten hinter der Epheuwand. Die Mutter wollte in den Verkauf nicht willigen. Ja, gab es denn noch einen anderen Ausweg für ihn und für sie?

Auf einmal hob er den Kopf. „Ja, so“, saate er laut, wie von seinen eigenen Gedanken überrascht. Er stand auf. Ein Flammenmeer wogte über Himmel und Erde, aus welchem der Gutshof wie eine schwarze, lichtlose Insel emporragte.

„Zum letzten Mal“, sprach er bewegt, und sein Blick ging langsam in die Runde. Er winkte wie grüßend zu den verwitterten Burgwappen empor. Dann warf er sich auf seinen herangekommenen, ungebüldig schraubenden Braunen und ritt wieder zu Thale.

Eben hatte Gerda den Bruder flüchtig von dem Vorgefallenen verständigt, als die Thür sich aufthet und

ihre Mutter hereinkam. Ihre Augen zeigten die Spuren von heimlich verregenen Thränen.

Bernhard eilte mit ausgestreckten Händen auf sie zu:

„Liebe Mutter, verzeih' mir meine heftigen Worte von vorher! Ich weiß ja, daß Du an alledem schuldlos bist und wir, wenn es nach Dir gegangen wäre, jetzt nicht in diesem Elend wären.“

Auch Gerda war hinzugetreten und hatte sie liebevoll umfaßt.

„Ach, meine Kinder“, sprach die Gräfin bewegt, „wie gern möchte ich mein Bild in solcher Reinheit in Eurer Seele weiter leben lassen bis ans Ende. Ich kann es nicht. Ich darf es nicht, nachdem Du, Bernhard, in Gegenwart Deiner Schwester, jene furchtbare Anklage erheben hast gegen Deinen verstorbenen Vater.“

„Ein Wort im Unmuth gesprochen, Mutter“, suchte sich Bernhard zu entschuldigen.

„Und doch der Ausdruck Deines inneren Empfindens.“ Er erhob abwehrend die Hand. Sie griff nach ihr und drückte sie nieder. „D, ich weiß, was Du in all' diesen Jahren entbehrt und erduldet hast, und mein Herz hat mit Dir gelitten und um Dich geweint, aber ich konnte nicht ahnen, daß Deine nur natürliche Verbitterung sich zum Haß verdichten könnte, zum Haß gegen den Mann, dem Du alles verdankst, nur nicht Deinen — unseren Ruin.“

„Wie, Mutter?“ fragte Bernhard mit ungläubigem Staunen. „Ich höre doch —“

„Du hörst! Ach, was weiß die Welt, die nach dem Scheine urtheilt! Man hat Dich falsch berichtet. Ich war die Schuldige!“

Das klang wie ein Aufschrei aus tiefer Seelennoth, und doch hatte diese Selbstanklage für die liebenden Kinderherzen keine Beweiskraft. Gerda dachte dasselbe, was ihr Bruder erregt in Worte saate:

„Nein, Mutter, nein“, rief er. „Du willst Dich opfern, um Deinen Kindern das Andenken des Vaters zu retten! Laß es genug an dem sein! Du wirst solche bitteren Worte nicht mehr von mir hören.“

„Das glaube ich wohl“, entgegnete die Gräfin mit einem liebevollen Blick auf den Sohn, „aber es würde doch ein Stachel in Deiner Seele zurückbleiben, und diese Gedanken könnten wiederkehren, wenn ich einst nicht mehr bin. Und darum, liebe Kinder, muß ich, auf die Gefahr hin, mein Bild in Euren Herzen zu trüben, betennen, wie es der Wahrheit gemäß: Euren Vater trifft keine Schuld, nur mich, nur mich allein.“

Bernhard seufzte verwirrt drein. „Ich bitt' dich, liebe Mutter“, flehte Gerda, „daß doch die bösen Schatten ruhn!“

Die Gräfin schüttelte leise, aber energisch den Kopf.

„Sie sind da, hier, überall, und sie werden reden und klagen und anklagen, wenn ich sie nicht zum Schweigen bringe.“

Eine peinvolle Pause entstand. „Ihr habt mich lieb“, nahm die Mutter von Neuem das Wort, „und Ihr werdet mich auch lieb behalten, wenn ich Euch gestehe, daß ich es war, mein unseliger Hang zum Wohlleben, der Wunsch, in der Gesellschaft zu glänzen, welche das edle Vorhaben Eures Vaters zu nichte machte, als einfacher Landbesitzer auf seinem Gute zu leben und zu wirtschaften, aus der Arme auszuscheiden und mit dem Vermögen, welches ich ihm brachte, Hellern, welches er in defolaten Zustände übernommen hatte, mit Eurer Kraft und Umsicht wieder zu einem ertragsfähigen Gute zu machen. Er hat es gewollt, und er würde es auch gekonnt haben, wenn ich mich mit der bescheidenen Rolle der Gutsherrin begnügt haben würde. Seine Verunsicherungen erlagen seiner übergroßen Liebe zu mir. Er gab meinem Drängen, meinen Bitten und Thränen nach, und einmal in der großen Stadt, einmal in jenes Leben voller Saub und Braus, welches Euch heut noch so begehrenswürdig scheint, hineingerissen, gab es dann kein Zurück mehr.“

Baheres erspart mir. Nicht er, der eble, selbstlose, zielbewußte Mensch, ich war Euer, unser aller Ruin, und darum meine Angst, Hellern gänzlich zu verlieren, es von uns in fremde Hände übergehen zu sehen — durch mich!“

Gerda schmiegte kosend das Haupt der Mutter, die nur noch Thränen hatte für eine und spät sich rächende Schuld.

„Liebe Mutter“, brach Bernhard das Schweigen, „ich war heut da oben, na, Du weißt schon wo, und da war es die sinkende Sonne, die mir den Weg wies, den ich vergebens suchte, den Weg nach Westen, in ein fremdes, fernes Land. Meinen Abschied wollte ich nehmen, Euch hier lassen und drüben, wo schon so ungezählte Tausende es gefunden, das Glück suchen, das uns hier nicht zu blühen schien. Deine Erzählung hat mich anderen Sinnes gemacht. Ich werde meinen Abschied nehmen, ja, wie mein Vater es gewollt, und was ihm zu vollbringen nicht verdonnt gewesen, ich will es versuchen, Hellern wieder emporzuschaffen, von Eurer Liebe und Beihilfe gestützt und ermuntert. Und wenn wir uns bescheiden, dann denk' ich, wird es schon gehen. So endlich wird des Vaters Wunsch erfüllt und der Deine, Mutter und Schwester, ist es Euch recht so?“

Er streckte beiden vertrauensvoll die Hände hin. Gerda schlug tapfer ein, und dann hielt er die leise weinende Frau umfangen.

„Bernhard, mein Sohn, Gott segne Dich für diesen Deinen Entschluß! Er wird dem Toben Ruhe und uns allen Glück bringen!“

John Mills und sein „Pardner“

Wahre Geschichte aus Californiens Goldgräber-Lagen von R u f u s.

Schon lange wohnte Mills, der Prospector, in seiner einsamen Kabine am Rocky Canon, aber keiner von seinen Nachbarn, d. h. den anderen Goldgräbern, welche im Umkreise von 20 Meilen ihre Kabinen hatten, wußte etwas Näheres von ihm. Er war eines Tages gekommen und hatte sich hier niedergelassen, ein hagerer, stiller Mann von etwa vierzig Jahren. Mit Niemandem sprach er, von Niemandem forberte er Hilfe oder Rath, und Niemandem ertheilte er seinen Rath oder seine Hilfe — sein Wunder, daß sich schließlich Niemand um ihn bekümmerte.

Mills hatte ein gutes Auge für „Leads“ und hatte schon mehrmals Claims belegt, auf denen er ein wenig fand, die er aber immer bald wieder verkauft hatte, sobald sich ein Käufer dafür fand, denn sie waren ihm nicht gut genug. Endlich fand er einen Claim, der ihm vielversprechend erschien und da arbeitete er nun mit aller seiner jähren Kraft. Aber schließlich wurde es ihm doch einsam und er beschloß, sich nach einem „Pardner“ umzuschauen, weniger deshalb, weil er Hilfe gebrauchte, als weil er gar so einsam und verlassen war.

Da hörte er eines Tages eine Stimme, ein Mann, der oben am Berge stand, rief hinab zu ihm: „Hallo, darf ich hier hinunter kommen?“

„Nein“, antwortete Mills latontsch, „ich komme hinauf!“

Und als er sich nun hinauf arbeitete, sah er einen jungen Burden, mit einem großen Filzhut auf dem Kopfe, gesund und stark — es war der hübscheste Burden, den Mills seit langer Zeit gesehen hatte. — „Well“, saate er zu ihm, das war die ganze Begrüßung.

„Ich heiße Ruben Jackson“, saate der Burden, „und bin hier, um Arbeit zu suchen.“ John Mills brannte sich die Pfeife, die ihm beim Hinaufklettern ausgegangen war, wieder an und saate: „Komm' mit in meine Kabine, ich will was zu essen kochen.“ Und dann fuhr er fort: „Du bist wohl ein Prospector, der noch keinen „Stake“ gefunden hat?“

Der junge Burden verstand ihn nicht recht, aber er nickte zustimmend und ging mit Mills, welcher bemerkte, daß der eine Schuh des Anzümmlings die Sohle fast verlor, so daß sie bei jedem Schritt aufklappte. „Ich werde sie nach dem Abendessen flicken“, saate er kurz.

„Aber wie ist es mit der Arbeit?“ fragte der Junge schüchtern, denn das interessirte ihn offenbar mehr als seine Schuhe.

„D, das ist in Ordnung, du bist in Dienst genommen — habe ich das nicht schon gesagt?“ Und sie gingen weiter.

Am Abend saßen sie zusammen in der Kabine und unterhielten sich — das heißt, Ruben führte das Gespräch, denn Mills stidte den zerrissenen Schuh. Und während der Letztere auf der defekten Sohle herumklopfte und eine Zwade nach der anderen einschlug, erzählte Ruben ihm seine Geschichte. Er war von Missouri gekommen. Als sein Vater und seine Mutter starben, hatte er so gut wie nichts mehr in der Welt, aber er liebte Sue, und deren Vater hatte Geld, er hatte mindestens zwanzigtausend Dollars auf Zinsen. Aber der alte Campbell wollte nichts von der Liebhaft: der jungen Leute wissen und Sue — nun, sie wollte auch nichts davon wissen. Aber Ruben meinte, daß sie ihn wohl nehmen würde, wenn er nur reich wäre, und deshalb war er noch dem Westen gegangen, denn reich mußte er werden. Er zweifelte nicht daran, daß Sue ihn liebte, er war ihr nur zu arm.

Mills lachte dazu — er hotte so seine Gedanken, und die waren anders als die Gedanken Ruben's.

„Das muß ja ein feines Mädchen sein“, saate er, „ich hoffe, die Geschichte ist nicht zu ernsthaft. Hat sie denn an dich geschriebe?“

„Ich wollte, sie hätte, aber sie hat es nicht gethan; seit ich hier bin, habe ich keine Zeile bekommen. Aber so sind die Mädchen. Sie will mich nur prüfen. Und wenn ich mit einem Saß voll Gold heimkomme, dann nimmt sie mich. Ich kenne die Frauengzimmer.“

Endlich klopfte Mills die letzte Zwade in die Sohle und gab seinem Gast den geflickten Schuh. Und so begann die Freundschaft zwischen John Mills, dem Tramp, eine von jenen ernsthaften Freundschaften, welche bis zum Tode dauern und, wer weiß, ob nicht vielleicht über den Tod hinaus in alle Ewigkeit.

Von da an arbeiteten Mills und Ruben zusammen, und wenn sie Abends in der Kabine saßen und gegessen hatten, dann holte Mills seine alte Geige hervor und spielte Melodien darauf, welche zwar nicht immer melodisch waren, die aber doch stets den gleichen Weisfall von Seiten des Auditoriums, d. h. von Seiten Ruben's, fanden, und dann erzählte Ruben. Das heißt, er sprach von nichts als von seiner Sue, und nach und nach schufen die Beiden

in der Kabine ein Ideal von einem Mädchen, welches Sue hieß, und von einer glänzenden Zukunft, welche kommen sollte, sobald das „Millenium“ den zu erwartenden reichen Ertrag geben würde. Denn „Millenium“ hatten sie ihre Miene gekauft, ein geringerer Name war nicht glänzend genug dafür gewesen. In allen diesen Luftschloßern figurirten als die Hauptpersonen Sue, Ruben und Mills, denn daß Mills bei ihnen bleiben müsse, stand bei Ruben fest.

„Aber ich alter Bursche werde Euch vielleicht nur im Wege sein“, wogte Mills schüchtern einzuwenden. Aber das erklärte Ruben für eine Verleibung, das war in seinen Augen eine Art von Verrath an der Freundschaft, und so durfte Mills es nicht wieder sagen.

Endlich kam die Zeit, wo alle Vorkarbeiten beendet waren, das heißt die Beiden hatten das Gesein, wo sie Geld zu finden erwarteten, von allen Seiten tief angebohrt und die Löcher mit Pulver gefüllt. Nun mußte es sich entscheiden, ob sie alle diese Monate umsonst gearbeitet hatten, oder ob sie die reiche Goldader fanden, die sie erhofften. Ehe dieser Tag kam, hielt Mills folgende Rede an Ruben — es war die längste Rede, die er in seinem ganzen Leben gehalten hatte:

„Ruben, mein Junge, wir sind Pardners. Versteht du, was das heißt? Jetzt muß es sich zeigen, ob wir Gold finden oder ob es nur leeres Gestein ist. Auf jeden Fall hast du deinen Lohn verdient und du sollst ihn haben. Aber es würde nicht recht sein, wenn ich reich würde und du nur deinen Tagelohn verdienst. Deswegen mache ich, John Mills, Prospector, dich hiermit zum Theilhaber mit vollem halben Interesse an dem Millenium, für dich und deine Erben oder Bevollmächtigten, für immer und ewig. Amen! Das ist die correcte Form, Papiere sind dazu nicht nöthig.“

Ruben sagte Nulls an der Hand. „Nein, Papiere sind nicht nöthig, John. Dein Wort ist genug — ich danke dir. Du bist mit ein guter Freund gewesen, mir und Sue.“

Beide waren glücklich — kein weiteres Wort wurde gesprochen. Alles war fertig, die Lunte wurde angezündet und die beiden Männer zogen sich zurück. „In fünf Minuten“, saate Mills, „werden wir zu den Kapitalisten gehören.“

„Wir und Sue“, verbesserte Ruben. „Ja, und Sue“, stimmte der Senior Partner der Firma bei — „du weißt, sie ist eine von deinen Bevollmächtigten und Erben für ewige Zeiten, die in dem Document genannt sind, welches wir gemacht haben würden, wenn wir könnten.“

Mills ging nach der Kabine, aber Ruben blieb zurück. „Du solltest zum Essen kommen“, saate Mills, „vor einer Stunde werden wir doch nicht in dem alten Loch arbeiten können.“

Ruben schien folgen zu wollen, aber er blieb zurück und Mills ging. In etwa fünf Minuten hörte er die Explosion, es war, als ob der ganze Berg in seinen Grundfesten erbebe. Aber Mills fing ruhig an, das Essen zu bereiten, die Geschichte eilte ihm nicht. In zwanzig Minuten hatte er den Klaff gegetost und den Speck gebraten und knusprig, nur Ruben fehlte noch. „Ich möchte doch wissen, wo der Junge bleibt“, saate Mills endlich — „ich muß doch nachschauen und ihn rufen.“

„Ruben, komm' zum Essen!“ rief er laut, aber nur das Echo antwortete vom Canon, keine Antwort von Ruben. Wieder rief Mills, keine Antwort kam. Da wurde er unruhig, er bekam Angst. Und als er hin zur Stelle eilte, da lag Ruben todt am Boden; er war zu nahe an die Stelle gegangen, wo die Explosion stattfinden sollte, und ein großes Felsstück hatte ihn getroffen.

Der nothwendige Inquest wurde gehalten, das Begräbniß fand statt. Als alle dann, welche daran theilgenommen hatten, gegangen waren, sah Mills allein am Grabe und weinte. „Zu spät, zu spät!“ seufzte er. „Wir sind nun reich, Pardner, du und ich, aber es nützt dir nichts mehr.“

Am nächsten Tage reiste Mills ab; sein erster Weg war nach der Stadt, wo er mit einem Experten in Grubenangelegenheiten verhandelte. Diesem gab er die Probe von dem gefundenen Erze; es war über alles Erwarten reichhaltig. „Die Grube ist zum Verkauf“, saate er, „Ihr könnt sie für \$200,000 haben.“

Und dann ging er zu einem Advokaten und ließ ein Document ausgeben, in welchem er der Susan Campbell von Missouri, als der Erbin von Ruben Jackson, die Hälfte der Grube Millenium veräußerte. Der Advokat saate, damit die Sache gesetzliche Gültigkeit habe, müsse ein Kaufpreis genannt und gezahlt werden. Und Mills holte zehn Dollars aus der einen Hosentasche und steckte sie in die andere — damit war die gesetzliche Formalität erfüllt.

Wenige Stunden später saß Mills in einem Wagen auf der Eisenbahn und reiste nach Missouri. Er hatte die Adresse, er wußte, wo die Campbells wohnten. Als er dort ankam, suchte er das Haus auf — ein junges Mädchen öffnete ihm die Thür.

„Ich komme vom Westen“, redete er sie an, „mein Name ist John Mills.“

„Ich kenne einen jungen Burden, der ist auch nach dem Westen gegangen“, antwortete das Mädchen, „er heißt Ruben Jackson.“

„Ja, den kenne ich“, saate Mills, „er ist mein Partner.“

„Na, wie geht's ihm denn?“ fuhr das Mädchen fort. „Sie müssen wissen, er bildet sich ein, ich würde ihn beirathen, aber ich habe nie daran gedacht. Er ist ein guter Junge — aber leitrah! — kein Gedante!“

So schwatzte das Mädchen, lustig und fast spöttisch, und forderte den Fremden auf, herein zu kommen, er sollte wohl ihren Vater sprechen. Aber Mills hatte genug — er sah sofort, wie die Sachen standen. Und er suchte eine passende Entschuldigung und saate, er komme vielleicht später und ging. Am Abend aber, als der Vater nach Hause kam, erzählte ihm Sue von dem sonderbaren Fremden, der gekommen war, um ihn zu sehen, und der sich dann nicht wieder hatte sehen lassen.

Mills aber, als er wieder auf der Straße war, zog ein Papier aus seiner Brusttasche und zerriß es in tausend Stückchen und streute diese in den Wind. „Gott weiß“, saate er, „daß ich gegen meinen Partner ehrlich habe handeln wollen — aber es scheint doch so, daß er keine „Erben und Bevollmächtigten“ für immer, hinterlassen hat.“

Eine Woche später war Mills wieder in der Office des Minen-Experten und fragte ihn, ob er die Miene kaufen wolle. Dieser griff mit seinen Händen zu — die Papiere wurden ausgefleilt und der Check geschrieben und bezahlt. „Wo sind Sie denn so lang gewesen“, fragte der Experte. „Ich hatte Sie schon eher erwartet.“

„D, ich war nur auf einer kleinen Geschäftsreise für meinen Partner“, antwortete Mills. Und er steckte sein Geld ein und ging.

Ein weibliche Maurer.

Am dem Gewölbe des neuen Gebäudes für Gemeinbeweide zu Christiania kann man jetzt eine junge Dame eifrig die Maurerleile schwingen sehen, und unter den zarten frauenhänden thürmt sich Ziegel auf Ziegel zur Mauer auf. Der fleißige Maurer trägt eine Art Pagentradt: weite blaue Leinwandbeinkleider, weiße Strümpfe, schwarze Schuhe, eine weiße langärmelige Arbeitsjacke und einen breitrandigen Strohhut. Die Dame will Architektin werden und zunächst praktisch arbeiten. Sie arbeitet jetzt seit einem Monat, doch kommt und geht sie nach Belieben. Sieben Stunden hält sie es aus. Auf die Frage, was die männlichen Arbeiter zu ihrem weiblichen Kameraden sagen, antwortete sie: „Sie sind die Liebenswürdigste selbst gegen mich. Es ist schwer gewesen, von den Arbeitgebern Erlaubniß zu erhalten, ich habe es bei mehreren Maurermeistern versucht; sie fürchteten Unannehmlichkeiten für mich. Doch erhielt ich schließlich hier Zutritt. In der Stadt giebt es einen weiblichen Architekten, der früher viel Vertriebslichkeiten gehabt hat, als er mit den Männern zusammen arbeiten wollte.“

Uebrigens findet man in Süddeutschland zahlreiche weibliche Personen beim Bauwesen als Handlanger beschäftigt, die es länger aushalten müssen als nur sieben Stunden.

Ratal.

A.: „Was, Du willst ausziehen?“

„Ich denke, Du warst so zufrieden mit Deiner Wohnung?“ — B.: „Ja freilich. Aber denke Dir, gleich unten an der Treppe hat sich mein Schuster eingemietet. Und die Stiefel, die ich ihm schuldig bin, knarren immer gerad' extra stark, wenn ich bei der Thür vorbeigehe.“

Moderne Anklagung.

Lehrer: „Wißt ihr, liebe Kinder, was eine Autobiographie ist?“

Mädchen: „Die Beschreibung eines Automobils.“



„Strugirten, Alte, siehst denn Du nicht, daß ich so finmal!“